

nen Zustände. Die Ordnung in Deutschland empfindet er im Gegensatz zu ihr als Steifheit, über die er sich häufig mit kleinen Anekdoten lustig macht. Trotz der Differenzen zeichnen sie jedoch ein gemeinsames Bild von Rumänien, das Jan Cornelius mit »Widersprüchlichkeit und Charme« (S. 63) zusammenfasst.

In dem Buch werden viele weitere Themen angesprochen, zwischen denen der Übergang anfangs noch wohlüberlegt und flüssig, im weiteren Verlauf aber oft zu holprig formuliert oder zu abrupt ist. Dafür stehen alle in einem Bezug zum Titelthema und beweisen trotz des ironischen, halbernstn Schreibstils eine tief-schürfende Auseinandersetzung damit. Zu den vielfältigen Bereichen gehören die Kindheit im kommunistischen Rumänien, das Altern und die Pflege, das Gesundheitssystem, die Sexismusdebatte und die therapeutische Wirkung des Schreibens. Es gibt oft Punkte, in denen sich die Autoren nicht einig sind. Den Kommunismus betrachtet Jan Cornelius im Nachhinein beispielsweise sehr locker und ironisch, während Adina Popescu darüber nicht scherzt. Im Zusammenhang mit dem Anstehen vor Geschäften schreibt sie sogar: »So hasse ich Schlangen von ganzem Herzen. Und nicht weniger hasse ich den Kommunismus« (S. 55). Dabei wird der freundschaftliche Ton und das Verständnis füreinander nicht unterbrochen. Außerdem versprechen genau diese Passagen, in denen die Spannungen zwischen den beiden Sicht- und Lebensweisen hervortreten, den größten Erkenntnisgewinn, weil dort der Unterschied in den Perspektiven der beiden zum Ausdruck kommt.

Die Schreibstile sind insgesamt sehr locker und in einfacher Sprache gehalten. Trotzdem sind die Gedanken gut ausformuliert und die Erzählungen sehr bildhaft und anschaulich. Daran erkennt man, dass die Briefe nicht zum Selbstzweck geschrieben wurden, son-

dern von Anfang an mit der Absicht der Veröffentlichung. Die kurzen, erheitern-den Geschichten wie ein Telefonat von Jan Cornelius mit seiner schwerhörigen Mutter und die immer wieder vorkommenden Wortspiele ziehen sich durch das ganze Buch und lockern selbst die ernsteren Gesprächsthemen auf. Manchmal wiederholen sie sich und manchmal sind die Witze nicht besonders gut, beispielsweise ein Wortwitz zu den unterschiedlichen Bedeutungen des Wortes »geil« (S. 37), doch im Großen und Ganzen machen sie das Buch unterhaltsamer, ja teilweise sogar lustig. Vor allem Jan Cornelius kann zu jedem Thema eine seiner Anekdoten beitragen, egal ob es um abgeschlossene Mülltonnen in Deutschland, die Verwechslung der rumänischen Wurst »Pariser« mit Kondomen oder das rumänische Gesundheitssystem geht.

Das vorliegende Buch leistet einen wertvollen Beitrag zum kulturellen Austausch, indem es die Unterschiede, aber auch die Verbindungen zwischen Deutschland und Rumänien aufzeigt. Dabei wird der Leser, die Leserin stets unterhalten, sodass das Buch leicht an einem Stück gelesen werden kann. Zusätzlich wird Rumänien als sehr facettenreich und interessant beschrieben. Jeder, der wie der Rezensent davor noch nicht viel Berührung mit Rumänien hatte, bekommt so Lust, dorthin zu reisen und sich ein eigenes Bild zu machen.

Daniel Gelderblom

Pappelschema ohne Laub

Ágnes Nemes Nagy: Mein Hirn: ein See. Gedichte. Aus dem Ungarischen von Orsolya Kalász und Christian Filips. Berlin, Budapest und Schupfart: roughbooks 2022. 226 S.

Im roughbooks-Format, herausgegeben von Urs Engeler und Christian Filips – einer handlichen Reihe für Lyrik und experimentelle Prosa im quadratischen Understatementdesign, als Abonnement

erhältlich –, erscheint als mittlerweile 56. Band eine Gedichtauswahl der bedeutenden ungarischen Lyrikerin Ágnes Nemes Nagy. Übersetzt und herausgegeben haben ihn Orsolya Kalász und Christian Filips unter dem Titel *Mein Hirn: ein See*, beide selbst profilierte Dichter:innen und eingespieltes Duo (wie zu lesen bei ihrer gelungenen Übersetzung der *Liste freier Ideen* von Attila József, 2017, ebenfalls roughbooks). Das durchgehend zweisprachig ausgestattete Buch gliedert sich in neun (formal unterschiedliche) Abschnitte aus dem umfangreichen Werk von Nemes Nagy (1922–1991): *Arboretum*, *Botanicum*, *Bestiarium*, *Aquarium*, *Atmosphärenkunde*, *Anorganicum*, *Geometricum*, *Monster*, *Gott und andere Posthumanoide* sowie daran anschließend das Nachwort *Allseits Augen* von Christian Filips. In letzterem ist unter anderem zu lesen, da »es geradezu eine Kunst ist, im Ungarischen nicht zu reimen«, es mit deutscher Reimarmut jedoch »bei dieser Dichterin zweifelhaft wäre, neue Bedeutungen aus den Reimstrukturen vorgehen zu lassen«, sich Kalász und Filips »für einen frei ungebundenen Stil entschieden [haben], der mal dem Endreim nachgeht, mal auf eine vokalische Entsprechung zielt« (S. 218). Außerdem gab es bereits frühere Übersetzungen von Franz Fühmann der Gedichte von Nemes Nagy, die wesentlich bemühter versuchten, deutsche Äquivalenzen dieser typisch ungarischen Versbauweise aufzuspüren. Vorliegende frische Annäherungen an *Mein Hirn: ein See* sind mithin zeitgenössische Nachdichtungen, denen jeweilig situativ getroffene Entscheidungen vorausgehen, wie unter anderem durch den Miteinbezug von mehreren Übersetzungsvarianten für ein Gedicht oder von »Gastübersetzungen«, doch dazu später.

Beim ersten Lesen fällt Ágnes Nemes Nagys Vorliebe für adjektivische Komposita ins Auge, wie überhaupt ihre Gedichte, die unterschiedliche Längen-

maße aufweisen, oft gespickt sind mit Adjektiven: »kalkstill« und »nachtblindweiß« (S. 21) oder die »zerknackend, verborkende Zeit« (S. 37), »weißwimpfrig« (S. 77), »holderweiß« (S. 117) oder »vogelgleich« (S. 201). Nemes Nagy verdichtet Eindrücke und Sichtweisen auf Tier- und Pflanzenwelt, die man heute vielleicht mit dem etwas modischen Terminus *Nature-writing* umschreiben würde, doch Nemes Nagy geht es tatsächlich weniger um die Beschreibung als um die Fühlung und Nachempfindung der Natur durch das Gedicht, eine Sicht-/Sprachweise, die sich explizit der herkömmlich-menschlichen Kausalität entzieht, um sich hinzuwenden, anzugleichen, vielleicht auch einzuwerden mit jener Natur wie zum Beispiel in *Aufblühende Kastanie* (S. 24f.), ein Gedicht in Verssilhouette eines Baums. Das Original ist als handschriftliches Wortkunstwerk mit abgebildet, eine fast süß-sympathische Abkehr von visueller Textkonvention. Exemplarisch für die Texte aus *Arboretum*, sinnlich-sensuellen Gängen durch Wald und dessen spezielles Klima, mag [*Lärche, Farn, Mücke*] (S. 17) stehen: »Lärche, Farn, Mücke. / Ein Baum knackt, summt vor Hitze. / Durch den harzigen, halb-borkenlosen / Stamm, gewaltig, schießt jetzt / ein Steinzeit-Telegramm. / Vielgelenkig die Säule, /die ich bin, stürzte hin.«

Nemes Nagys behutsam-respektvolle Haltung der Umwelt und ihren Bewohnern gegenüber zeigt sich auch in *Blätter-Stiele* (S. 27), wenn das lyrische Ich etwa »sich sehr feierlich« nach einem Blatt bückt. Als zwei zentrale Gedichte nicht nur des *Arboretum*-Abschnitts lesen sich *Bäume* (S. 39) und das darauf folgende *Man lerne* (S. 41), die wie Varianten voneinander wirken. »Man lerne, was man liebt« und »man lerne auch die Taten / der Bäume, ungesagt«, heißt es darin – ein Bekenntnis der Dichterin zu baumdominierter Naturdomäne.

Nicht selten verfällt Nemes Nagy trotz ihrer Klarheit in eine beinahe kinderliedhafte Sprachhandhabung wie in *Eisenbahn* (S. 139) oder *Vogel* (S. 75): »Da hebt mein Bewusstsein an, / ruckelt wie die Eisenbahn. / Einer Elefantenherde gleich / dröhnt mir der Tunnel voran« beziehungsweise: »Ins Ohr schlägt immerzu / sein böses Vogelherz. / Doch flög es mir davon, / ich fiele bodenwärts.« Bei beiden Gedichten lässt das Übersetzer:innenduo Kalász/Filips die angesprochene Entscheidung Pro-Reim jeweils zu. Auch in *Blumenlied* (S. 71) beispielsweise wird geradezu ostentativ gereimt: »[...] Land, [...] Grabenrand, [...] stand, [...] fand, [...] Land, [...] stand, [...] Felgenreand, [...] stand« und so fort, desgleichen in *Demut* (S. 137).

Eine andere Entscheidung, eben jener Miteinbezug von Gastübersetzer:innen, kommt beim kurzen, haikuartig konzentrierten Gedicht *Ugyanaz* (S. 44) zum Zug, das letzte des *Arboretum*-Abschnitts, das in gleich 24 Varianten übersetzt wurde. Diese geben sich im Verlauf immer verspielter, ändern das aufgerufene Vokabular (eigentlich ein vermeintlich einfaches Gedicht, das Tannen und Telegrafmasten miteinander eingeführt) in immer weiter zurückliegende Zeiten (auch Franz Fühmanns frühere Übertragung ist darunter), und beinahe parodistisch anmutende historisierende Varianten in Richtung *Wanderers Nachtlied* kommen zum Zug (»Warte nur, Fichte, balde / morschst und morst auch du«, S. 59). Die Gastübertragungen stammen unter anderem von Christina Kunze, Eva Zador, Felix Schiller und sind im Rahmen eines gemeinsamen Seminars entstanden.

Wie der Band voranschreitet, tauchen andere Atmosphären auf: ländlich verregnete oder staubige Blicke aus Fensterscheiben, die an die Filme von Béla Tarr erinnern, wie in *Wappen* (S. 81) der Blick auf den »Bauern-Pelikan«, den Storch nämlich, Symbol eines noch

vorindustriellen Versuchs von Zusammenleben: »der ausgezehnte Bauern-Pelikan / Regen tropfte ihm aufs Haupt // Grau fiel der Regen / Der Regen fiel schwarz.« Beschreibungen von Geografien, Geologien wie den »flüssigen Muskeln eines Geysir« (S. 93) treffen auf menschgemachte Interventionen und postzivilisatorische Folgen – verpackt in zum Teil bizarren Bildern wie der »rückwärts gekehrte Fleischwolf« (S. 143). In den späteren Gedichten, die ernster und formfreier werden, lenkt Nemes Nagy in prophetischer Weise die Aufmerksamkeit. *Erinnerungen der Erde* (S. 161) fühlt sprachlich den Wandlungen (Klima, Artenschwund) vor, die heutzutage längst die Welt heimsuchen. In letzterem Gedicht beginnt die Historie mit noch musisch-musikalischen Blumen über »einem ziemlich zusammengedrängt[en]« Erdmantel, die »sich versuchen [...] an Viertelnoten«, »dann stimmen alle ein«. In *Vier Vierecke* (S. 150) wird die menschliche Bauten-Geometrie (Fenster, Beton) der natürlichen gegenübergestellt, fast wie eine Hand im Kartenspiel, der man über die Schulter guckt nach Trümpfen.

Das Monster (S. 179), ein beeindruckendes Gedicht, stiftet mit »Mein Hirn: ein See. Nützlich und ernst« den Titel der Sammlung. In seinen fünf Strophen ist fast alles, was Ágnes Nemes Nagys Haltung und Sprachbehandlung auszeichnet, abzulesen. Es schließt pessimistisch mit: »ein Hicksen, ein Wälzen, Verröcheln, / am eigenen, steigenden Schlamm«. Noch deutlicher, noch expliziter wird die kritische Position der Dichterin wenige Seiten später in *Über Gott / Unsere schlimmste Mangelerscheinung* (S. 203), wenn es darin heißt: »Herr, Du musst einsehen, so geht das nicht. So geht Schöpfung nicht [...] Hast Du überhaupt ein Oben? Hast Du ein Über Dir?« Dennoch gibt es bei ihr auch einen Optimismus der Wahl, der in Ge-

dichten wie *Verteidige es* (S. 209) vorgestellt wird, einem Zweck, einer Aufgabe zugetan zu sein jenseits jeden Zynismus: »Verteidige es, wenn du kannst, sag: das war's wert, / das war es wert, und gesteh, dass es gut war / und wert war jeden noch so steilen Pfad.«

Die Vereinigung der gegenläufigen Anteilnahmen in ihrer Stimme, das heißt sowohl Pessimismus, Desillusion, das präzise Schreiben des Vorgefundenen, seine dichterische Verwertung ins Offene mit viel Beigeschmack gelingt Ágnes Nemes Nagy wohl am besten in einem weiteren späten Schlüsselgedicht mit dem Titel [*Eine faserige Zellophan-Sonne im All*] (S. 207) – die eckigen Klammertitel sind Herausgeber:innenentscheidung im Buch für an sich titellose Gedichte –, einer gerade in seiner beiläufigen Kürze phänomenalen und zeitungebundenen Poesie: »Eine faserige Zellophan-Sonne im All / Ein Plakat weht durch die Stille nach dem Sein / Dämmlich stürzte etwas Grünes ein / Lila-rote Beine ragen aus dem Eis«.

Mein Hirn: ein See ist eine wichtige Veröffentlichung in vieler Hinsicht. Sie schließt eine weitere Lücke bedeutender osteuropäischer Lyrik im deutschsprachigen Übertragungsraum. Beziehungsweise weist sie einmal mehr auf noch zu Entdeckendes und Ausstehendes hin. Gleichzeitig weist sie inhaltlich nach, dass künstlerische Positionen, insbesondere sprachkünstlerische Positionen, ernst zu nehmen sind als Sinnesorgane der Gesellschaft, die fortlaufend Tendenzen, hier: Klimawandel, Umweltzerstörung, Artenschwinden und so fort, wesentlich früher wahrnehmen oder wahrgenommen haben, als politische Entscheidungsträger oder die Gesellschaft selbst es wahrhaben will. Ágnes Nemes Nagy kreiste von Anfang an um Themen, deren Relevanz erst langsam erkannt wird. Sie hat dafür eine (poetische) Sprache gefunden.

Jonis Hartmann

Belgrad kann ganz furchtbar sein

Barbi Marković: *Die verschissene Zeit. Roman.* Salzburg, Wien: Residenz Verlag 2021. 229 S. + 68 S. Beiheft

Muss dieser Buchtitel wirklich sein? Wer den verstörend dystopischen Roman gelesen hat, versteht seine vulgär klingende Überschrift besser. Denn er spielt an einem Ort, den man lieber nicht besuchen möchte, und in einer Zeit, die man so lieber nicht erlebt haben will. Weil beides beschissen war. Im Titel steht nicht »be-«, sondern »ver-« – ein kleiner, aber wichtiger Unterschied, denn anders als beim »be-« ist beim »ver-« ein Eigenanteil mit dabei. Die Protagonisten werden durch das »ver-« zu mehr als zu bloßen Opfern einer sinnlosen und oft brutalen Geschichte. Sie gestalten sie auch mit. Wer ihren, nun ja, abgefuckten Straßenjargon nicht mag – der Romantitel klingt, verglichen mit der im Text geradezu obsessiv eingesetzten Jugend-Umgangssprache, eher harmlos –, der oder die sollte die Finger von diesem Buch lassen. Das gilt auch für Menschen, die auf Formulierungen wie »die awkwarde Atmosphäre« (S. 164) oder »dann cashen wir ab« (S. 178) allergisch reagieren. Barbi Marković schreibt nicht für ästhetisch anspruchsvolle Feingeister. Vom derben Slang und den ständigen Flüchen sollte man sich aber nicht wirklich abschrecken lassen. Eine literarische Höllentour im Rilke-Ton kann es nun einmal nicht geben.

Die wichtigsten Figuren des 1984/85, aber eigentlich Anfang 1995 einsetzenden Romans sind drei pubertierende Jugendliche – die Erzählerin Vanja, ihr Bruder Marko und Kasandra aus der Roma-Siedlung. Sie wachsen in den Betonburgen von Banovo brdo auf, die in den 1960er-Jahren für pensionierte Angehörige der jugoslawischen Armee errichtet worden waren und seitdem als »Teich voller Krokodile« (S. 66) gelten. Titos Geist ist noch nicht ganz verschwunden. Dem